

Predigt St. Katharinen 13.11.2016

2. Kor. 5,17

„Darum: Ist jemand in Christus, ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden“.

„Herr, segne unser Reden und Hören durch deinen Geist. Amen.“

Liebe Gottesdienstgemeinde!

„*Zwischenräume*“. So lautet das Motto der Gottesdienstreihe in diesem Semester. „*Zwischen*“ – *medium, intermediate, milieu* – was für ein Wort! Ein gewaltiges Wort! Ein ungeheuerliches Wort! Zwar kommt es unscheinbar daher, wenn wir es aussprechen. Als selbstverständlich nehmen wir, was wir damit meinen. Wie sollen wir es aber auch anders machen bei einem Allerweltswort wie diesem. In allen möglichen Zusammenhängen und Verwendungsweisen gebrauchen wir es. Und doch liegen Spannungen und Reichtümer in ihm beschlossen, die ihresgleichen suchen. Machen wir die Probe aufs Exempel. Stellen Sie sich nur einmal vor, es gäbe das „*Zwischen*“ nicht; es gäbe keine *Zwischenräume*. Lassen Sie es darauf ankommen: ein Gedankenexperiment; sein Ziel. Die Bedeutung des kleinen Wortes „*zwischen*“ soll abgeschafft werden! Ich wette, Ihnen wird die Abschaffung des *Zwischen* nicht gelingen! Beim Versuch es zu tun, wird Sie eher ein unsäglicher Gedankenschwindel befallen.

Denn nahezu alles, was wir tun, nimmt in Anspruch, um was es diesem Wort geht. Ich möchte nur einige Ausblicke geben: Wir bewegen uns im Raum, indem wir *zwischen* verschiedenen Körpern manövrieren; Sie sitzen gerade *zwischen* verschiedenen Banknachbarn; wir orientieren uns in der Zeit, indem wir

Situationen und Ereignisse *zwischen* einem Vorher und Nachher, früher oder später ansiedeln; wir ordnen unsere Beziehungen zu anderen, indem wir *zwischen* Verwandten, Bekannten, Freunden, Feinden, Männern, Frauen und Kindern unterscheiden; manche von uns begehen diesen Sonntag, indem sie *zwischen* dem 1000. Tatort und dem Nachmittagsspaziergang noch einen Gottesdienst einschieben. Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen.

Ich glaube nicht, dass wir dabei zu einem Ende kämen, und zwar glaube ich das deshalb nicht, weil unser Kontakt zu den Dingen, unser Wirklichkeits- und Möglichkeitsbezug ganz grundlegend von dem Sinn dieses kleinen und doch so erhabenen Wortes „*zwischen*“ herkommt. Das liegt auf den ersten Blick daran, dass wir unentwegt Unterscheidungen treffen, um uns in der Welt zurechtzufinden. Jede Unterscheidung unterscheidet bekanntlich mindestens *zwischen* zwei Dingen. Für manche Denker liegt sogar die Wahrheit oder die Tugend in der Mitte zwischen zweien. Doch lassen wir das. Denn auf den zweiten Blick scheint die Sache noch etwas radikaler zu sein. Sie lässt uns nicht nur auf das achten, *was wir tun*, um uns in der Welt zurechtfinden, nämlich ständig Zwischenräume zu setzen und zu durchqueren, sie hat vielmehr damit zu tun, *wer wir sind*. Wir nehmen den Abstand, den das Zwischen anzeigt, gewissermaßen in uns selbst hinein. Wie sollen wir das verstehen?

Eine erste Erfahrung liegt auf der Hand, nämlich die Erfahrung des *inneren Dialogs*, ja des Denkens selbst. Sind wir nicht ständig in einen solchen Dialog mit uns selbst verstrickt? Wenn wir überlegen, was wir tun wollen oder tun sollen, merken wir jedenfalls, dass wir nicht als ein erratischer Block existieren, also nicht mit uns restlos identisch sind. Wir merken, dass wir uns selbst ansprechen können, was wiederum nur möglich ist, wenn wir zwischen unterschiedlichen Aspekten unseres Ichs und seiner Rollen unterscheiden, d.h. wenn wir Abstände zwischen ihnen schaffen. Der Zwischenraum ist somit nicht nur etwas, das uns äußerlich wäre, sondern ist Teil unserer eigenen inneren Gesprächskultur. Eine zweite Erfahrung lässt sich anschließen. Sie reicht weiter. Wenn es stimmt, dass

wir nicht aus einem Block sind, sondern zwischen unseren verschiedenen Stimmen und Rollen hin und hergehen, gewissermaßen die Zwischenräume, in denen sich unsere Identität aufbaut, einmal in diese, ein andermal in die andere Richtung überbrücken, dann zeigt das, auch wenn wir es nicht merken, dass wir ständig in ein munteres, bisweilen tragische Treiben verstrickt sind. Wir ruhen in der Regel nicht in uns selbst. Wir sind vielmehr durch das gekennzeichnet, was *Interesse* heißt. Damit ist nicht gemeint, dass wir dann und wann, möglicherweise nicht jetzt, aber vielleicht später an diesem oder jenem Sachverhalt interessiert sind. Nein, damit ist gemeint, dass wir als *inter-esse*, als *Dazwischensein*, existieren. Wir finden uns gegenüber uns selbst auf Abstand gebracht, wie die Erfahrung des inneren Dialogs zeigt; wir finden uns aber auch von der Welt und ihren Ansprüchen unterschieden, da wir nur deshalb überhaupt ein besonderes Interesse an diesem oder jenem nehmen können; aber auch von Gott sind wir verschieden. Schließlich beten wir zu ihm. Wir existieren gleichsam, indem wir *zwischen* uns selbst, Welt und Gott gestellt sind. Wir leben also nicht nur *in* Beziehungen zu anderem, sondern wir leben *als Beziehung* zwischen diesen verschiedenen Polen, also als Beziehung, die sich nicht auf einen Punkt, man könnte auch sagen, nicht mit einer einzigen Stellschraube fixieren lässt. Das ist eine durchaus spannungsvolle und komplizierte Sache. Das alles und noch viel mehr steckt also in dem so unscheinbaren Wort „zwischen“ und in der Metapher, die dieser Gottesdienstreihe als Motto dient.

Doch warum erwähne ich das? Ich tue das deshalb, um mein Vorverständnis, das sich *zwischen* Paulus und die Arbeit an der Predigt schob, offen zu legen. Dabei hoffe ich natürlich, dass ich nicht nur meine persönlichen Auffassungen geäußert habe, sondern zugleich auch eine Sicht der Lage, die zumindest an einzelnen Punkten bei uns allen auf Widerhall stößt. Letzteres unterstelle ich einfach und behaupte, dass die Erfahrungen mit den unterschiedlichen Arten, von einem Zwischen zu sprechen, in eine durchaus produktive Konfrontation mit

dem Apostel führen können. Was sagt er noch? Ich konzentriere mich auf einen bedenkenswerten Vers:

*„Darum: Wenn jemand in Christus ist, ist [er/sie] eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden“.*

Erstaunlich, oder? Von Zwischenräumen, Übergängen, dezenten Annäherungen erst einmal keine Spur. Das „Neue“ scheint das „Alte“ ausnahmslos weggefegt zu haben. Was sich hier ausspricht, lässt dem ersten Eindruck zufolge also überhaupt kein Zwischen zu. Was soll auch zwischen einem „Alten“ und dem „Neuen“ stehen, abgesehen von der logischen Funktion der Unterscheidung selbst? Jedenfalls gilt das „Neue“ absolut, übrigens ebenso wie das „Gute“. Keines von beiden ist steigerbar. Das „Neue“ ist nichts, was wir optimieren könnten. Gegenüber solchen Versuchen ist es erhaben. Wir hingegen sind überwiegend damit beschäftigt, Zwischenräume zu erproben. Dabei inszenieren wir die Steigerung. Wir wollen die Reform, manche wollen die Sachen wieder „great“ machen, wie ein bekannter Wahlkampfspruch so schön sagt.

Kurzum: Wir sind – ich rede idealistisch – darauf aus, unser Leben, unsere Gesellschaft, unsere Welt zu verbessern. Davon zeugen Mottobegriffe wie Optimierung der *work/life-balance*, Leistungssteigerung, Gesundheitsmanagement, Produktinnovation, Studienreform, Hochschulreform, Gottesdienstreform, Kirchenreform. Alle diese Großprojekte lassen sich operationalisieren, indem man die Tätigkeiten beschreibt, in denen sie gründen. Dabei zeigt sich als kleinster gemeinsamer Nenner, dass sie alle etwas erneuern, etwas steigern, etwas besser machen wollen. Sie sind immer graduell, niemals absolut zu verstehen. Denn besser machen geht immer, sowohl mit Blick auf solche Projekte als auch im Blick auf das, was wir gegenüber anderen verkörpern. Auch in dieser Richtung sind wir recht aktiv, indem wir an unserem Ausdruck und an unserer Kommuni-

kation arbeiten, ja selbst unsere engsten Beziehungen als Projekte für Optimierung begreifen. Beziehungsarbeit heißt das dann so schön.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Das alles sind zweifellos gute und wichtige Dinge, wenn sie nicht übertrieben gehandhabt werden. Mit ihnen beschäftigen wir uns jedenfalls die meiste Zeit und von ihrem Gelingen profitieren nicht nur wir selbst, sondern natürlich auch andere, vor allem dann, wenn es um institutionelle Reformen geht. Dafür lohnt es sich, sich zu engagieren, genauso wie es sich lohnen kann, am eigenen Ausdruck zu arbeiten – zumindest in einer medialen Kultur, die auf die Inszenierung von allem Möglichen und noch so Blödsinnigem setzt. Eins sollten wir dabei aber nie vergessen: Das „Neue“ bringen alle diese Projekte nicht. Sie können in aller Regel nur Modifikationen, Verbesserungen, Steigerungen des Bisherigen bieten.

Halten wir an dieser Stelle also kurz inne: Wenn das alles auch nur annähernd einleuchtet, dann scheint sich die „neue Schöpfung“, von der Paulus ganz unbefangen redet, den Mustern, nach denen wir unsere Zwischenräume erproben, zu entziehen. Man könnte vielleicht auch etwas verwegener sagen, dass wir „das Neue“ *als solches* gar nicht wirklich erfassen können, ohne es am „Alten“ zu messen, mit ihm zu vergleichen und damit seiner Neuheit zu berauben. Müssen wir also resigniert sagen, dass uns die Realität des Neuen verschlossen bleibt – zumindest dann, wenn wir es bei der klaren Einteilung „*das Alte ist vergangen, Neues ist geworden*“ belassen, die scheinbar keinen Platz für dezente Zwischentöne kennt? Paulus war offenbar nicht der Ansicht, dass uns hier irgendetwas verschlossen bleibt, wenngleich er sehr klar gesehen hat, dass mit den Strategien der Optimierung das Neue, um das es ihm geht, nicht zu gewinnen ist. Er geht sogar einen Schritt weiter, wenn er zu den Korinthern sagt: Ihr, die ihr an Christus glaubt, seid bereits „neu“ geworden. Es lohnt sich also, von hier aus einen weiteren Blick auf die Sache des Paulus zu riskieren. Dann werden wir merken, dass in seiner schroffen Rhetorik die Zwischenräume, die unser Leben prägen, nicht unbedingt verloren gehen, sondern in einem anderen Licht erscheinen.

Wir kommen dem, was gemeint ist, auf die Spur, wenn wir uns darin üben, Hinsichten zu unterscheiden. Dann kann gesagt werden, dass das „Alte“, von dem Paulus redet, in einer bestimmten Hinsicht tatsächlich vergangen ist, wenn das „Neue“ in Jesus Christus auf den Plan tritt. Gleichmaßen können wir sagen, dass „die neue Schöpfung“ in einer anderen Hinsicht tatsächlich unter uns geworden ist, gleichwohl in einer eigentümlichen Weise:

„*Das Alte ist vergangen*“. Dieser Satz besagt nicht, dass die Vergangenheit, das Frühere, in unserem Leben keine Rolle mehr spielt. „Vergangen“ wäre dann in etwa gleichbedeutend mit „verschwunden“. Wer so etwas behauptet, macht sich definitiv unglaubwürdig. Das gilt auch für alle Bekehrungsrhetorik, ob religiös oder nicht religiös, die meint, von dem Früheren in absoluter Weise losgekommen zu sein. Für sie spricht natürlich der direkte Erfahrungswert, der Moment, in dem sich etwas ereignet, mit dem nicht gerechnet wurde. In ihm meint man, dass nur der Augenblick zählt. Dieser Erfahrungswert sollte nicht in Abrede gestellt werden. Ähnlich beim Ereignis des Verliebenseins, wenn es unmittelbar so scheint, als sei alles Frühere erledigt. Allerdings müssen sich beide die Frage gefallen lassen, wie sie es mit dem Gedächtnis halten, dessen Erinnerungen wir zwar im Moment verdrängen, dem wir aber nicht wirklich entsagen können, ohne uns selbst dabei zu verlieren.

Auch Paulus verleugnet das in keiner Weise, da er selbst immer wieder prominent als Interpret seines früheren Lebens als Pharisäer auftreten kann. In dieser Hinsicht ist das Vergangene also niemals vergangen, sondern bleibt Teil dessen, was wir gegenwärtig erinnern. Es wird, und darauf kommt es an, allerdings in einer neuartigen Weise erinnert, nämlich als ein solches, dem wir nicht mehr absolut verfallen sind. Das Christusereignis, so kann man es auch sagen, nimmt seine eigene Vorgeschichte mit auf, verleiht ihr aber einen anderen Sinn, enthüllt in ihr sogar ungeahnte Möglichkeiten. Die Spuren des Vergangenen, seine Rhythmen und Ansprüche sind also mit aufgenommen, gelten aber nicht mehr alternativlos. Überhaupt lässt sich angesichts des „Neuen“ jedes Pochen auf Al-

ternativlosigkeit hinterfragen. Das liegt in der weiteren Linie des paulinischen Gedankens, der festhält, dass das „Alte“ zwar nicht „verschwunden“ ist, wohl aber seiner alles bestimmende Macht über die Zukunft beraubt wurde. In diesen erinnerten Spuren des Alten gehen die Zwischenräume also nicht verloren, sondern sind mit aufgenommen. Etwas Ähnliches zeigt sich, wenn wir die Perspektive ändern. Denn:

„*Neues ist geworden*“. Davon ist Paulus überzeugt. Klar, sonst wäre er ja nicht in der Lage, das „Alte“ zu identifizieren. Das „Neue“ schafft Realität, da diejenigen, die in Christus sind, bereits „neu“ geworden sind, eine „neue Schöpfung“ bilden. Schon jetzt! Eine „neue Schöpfung“ inmitten der Konflikte, durch welche die Gemeinde in Korinth bis zur Zerreißprobe gefordert ist; inmitten der Parteiungen, die im Streit um die wahre Erkenntnis des Christus entstanden sind; inmitten des Durcheinanders beim Abendmahl, beim Umgang mit *sex, drugs and rock'n'roll* wie man vielleicht neudeutsch sagen könnte. Oder in unserer Ausgangsterminologie gesprochen: Inmitten des Erprobens und Durchspielens der Zwischenräume des Lebens ist die „neue Schöpfung“ wirksam. Wie soll das gehen? Auch hier hilft, wenn wir die Hinsichten unterscheiden.

In dem, was vor Augen steht, was die empirischen Daten liefern, was Gegenstand von Optimierungsstrategien und Reform ist, lässt sich das „Neue“ – wenn überhaupt – nur sehr bedingt verorten. Es ist kein Gegenstand, der sich mittels bildgebender Verfahren darstellen lässt; kein *event*, das man ablichten könnte. In dem, was sichtbar vor Augen liegt, ist es allenfalls als dessen Rück- oder Kehrseite gegenwärtig. In welcher Weise diese Seiten in den Zwischenstellungen unseres Lebens erscheinen, dafür hat Paulus einen Begriff: Die „neue Schöpfung“ wird nicht „*im Schauen*“ konstatiert, sondern „*im Glauben*“ gelebt. Das klingt erbaulich. Für manche klingt es vielleicht auch nach der typischen Klischeeantwort, die in der Kirche auf alle möglichen Fragen gegeben wird, um sich das Leben angesichts eines fehlenden Wissens einfacher zu machen. Doch darum geht es nicht. Der Glaube ist, auch wenn es vielleicht so scheinen mag, keine

Entlastungsstrategie. Er ist kein Lückenbüßer, der eingesetzt wird, wenn das Wissen nicht hinreicht. Bei ihm handelt es sich vielmehr um die stets riskante Haltung, das Leben gerade im Lichte von Gewissheiten zu führen, die eben nicht nur mit dem rechnen, was empirisch vor Augen liegt. Solche Gewissheiten gehen aufs Ganze, rechnen mit dem Unsichtbaren, mit dem Ungeheuerlichen. So gesehen ist der Glaube alles andere als eine Entlastungsstrategie. Er sieht mehr, riskiert aber auch mehr als es dem möglich ist, der sich von der Macht des Faktischen betören lässt. Insofern ist er mutiger und verwegener als das Schauen. Bei ihm bleibt nichts beim „Alten“, selbst dann nicht, wenn die äußere Erscheinung gleich bleibt. Es wird vielmehr alles, was ist, in einem neuen Licht gesehen: In den Zwischenräumen, die unser Leben ausmachen, kann er das Ungeheuerliche ausmachen, kann er Anzeichen der „neuen Schöpfung“ entdecken, kann der Chancen antizipieren, wo augenscheinlich keine sind. Dort, wo unsere Reformprogramme zu einer reinen Beschäftigungstherapie verkommen, kann er das Unübliche wagen, unbeeindruckt von dem, was die öffentliche Meinung so alles zu sagen hat. *„O, es ist“* – ich liebe dieses Wort Luthers – *„ein lebendig, geschäftig, tätig und mächtig Ding um den Glauben [...]“*; *er macht „fröhlich, mutig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen“*.

Darin, liebe Gemeinde, besteht die Verheißung der „neuen Schöpfung“, so wie wir sie fassen können. Nicht die „neue Schöpfung“, so wie sie an sich selbst ist, ist Thema, sondern so, wie sie für uns auf den Plan tritt. In den Zwischenräumen des Lebens, in mit einem Mal in einen neuen Zwischenraum gestellt werden. So können wir sagen: In ihrem Licht *„vergeht das Alte“* und *„wird das Neue“* am Ort des Lebens, das wir führen. Darauf *vertrauen* wir, dafür *lieben* wir, das *hoffen* wir. Amen.